

+ Warum diese Waldbesitzerin überhaupt nichts von „Ökoromantik“ hält



Cristina Perincioli wollte unbedingt ihr eigenes Stück Wald besitzen. Nach neun Jahren Erfahrung sagt sie, Brandenburg müsse sich entscheiden: zwischen klimaresistenten Pflanzen oder deutschen Eichen.

Potsdam. 2003 kaufte die in Stücken (Potsdam-Mittelmark) lebende Schweizer Filmemacherin und Autorin Cristina Perincioli rund 60 Hektar Wald im Hohen Fläming. „Ich wollte gerne Wald haben“, erklärt die vor allem in den 70er-Jahren mit feministischen Dokumentar- und Spielfilmen aufgefallene Filmemacherin. „Andere Leute reisen und machen so ihre Erfahrungen, ich habe mit dem Wald viel Erfahrung gemacht.“

Perincioli ist eine von rund 100 000 privaten Waldbesitzern in Brandenburg, denen 671000 Hektar und damit 61 Prozent des brandenburgischen Forsts gehören. Auch vom Erfolg der Privaten hängt die Zukunft des märkischen Waldes ab. Perinciolis Erfahrung: Das Waldumbaukonzept des Landes ist an sich gut, hat aber seine Tücken.

Das Konzept zum Waldumbau in Brandenburg hat Tücken

Das fange schon bei den für einen Neuling unverständlichen Förderformularen des

Landes an. „Man bekommt auch nur etwa 80 Prozent gefördert, muss komplett vorfinanzieren und dann viele Monate auf die Auszahlung warten“, sagt Perincioli. Vorgaben des Umweltministeriums verhinderten zudem, dass klimatisch besonders geeignete Bäume wie Roteiche und Robinie gepflanzt werden könnten. Ganz schwierig sei es, Waldflächen weitgehend sich selbst zu überlassen und auf eine natürliche Regeneration zu hoffen.

Perincioli machte die Erfahrung, dass die in Brandenburg typischen meterhohen Reitgräser in vielen Wäldern jede natürliche Verjüngung unterdrücken. „Wird nach einem Sturm oder einem Kahlschlag nicht sofort neu gepflanzt, übernimmt das Gras diese Flächen“, erklärt sie. Darauf wieder einen Wald zu schaffen, sei unheimlich schwer. Perinciolis erster Versuch, dort einen Eichenwald zu pflanzen, ging gründlich schief.

Die Natur werde es nicht alleine schaffen, das sei „Ökoromantik“

Auf Ratschlag eines Anbieters von Forstarbeiten hatte sie die Fläche gemulcht und Eicheln gesät. Passiert ist nichts. Von einem Förster erfuhr sie, dass die Pflanzen nur in mineralischem Boden gedeihen. Auch ein Versuch mit Pappelstecklingen für 4000 Euro fruchtete nicht. Mäuse benagten die Jungbäumchen, sie starben ab. Zuletzt klappte es einigermaßen mit Kiefern in gepflügten Furchen. Neben diesen wachsen auch einige Birken und Eichen, vor allem aber viele Brombeerbüsche.



Den Gedanken, dass die Natur es schon allein richte, sieht sie deshalb als „Ökorumantik“ an. In die anderen Flächen würde sie gerne Roteichen pflanzen, weil sie den Zusatz von Laubbäumen für durchaus sinnvoll hält. „Es ist eine tolle Pflanze“, sagt sie. „Sie wächst wie verrückt und kommt schnell über das Gras. Aber es ist halt keine einheimische Pflanze – und wird deshalb von der Parkverwaltung Hoher Fläming abgelehnt.“ Dasselbe Problem gebe es mit der Robinie, die überdies recht wärmeresistent sei. Gefördert wird die Anpflanzung dieses Baums nicht überall – und in Schutzgebieten darf er laut Bundesnaturschutzgesetz nicht gepflanzt werden, weil die Robinie erst seit 400 Jahre in Europa ist. Stattdessen werde vom Land die Stieleiche bevorzugt, die aber krankheitsanfällig und schwer durchzubringen sei.

Man müsse sich entscheiden: Klimaresistenz oder deutscher Eichenwald

„Man muss sich entscheiden“, sagt Perincioli. „Will man den Wald mit klimaresistenten Pflanzen retten oder weiter dem Ideal eines deutschen Eichenwalds nachhängen?“ In einem Punkt teilt Perincioli das Waldbaukonzept des Landes vollkommen. Wolle man einen Kiefernwald erhalten, müsse man ihn mit Laubbäumen mischen. „Sie beschatten den Waldboden und schützen die Kiefern vor dem Austrocknen.“ Den Effekt konnte sie selbst in ihren Waldstücken beobachten. Der Vorsitzende des Waldbauernverbands Brandenburg, Enno Rosenthal, sagt, dass die Beliebtheit der Kiefer bei Waldbesitzern auch vom Standort bestimmt sei. „Auf sandigen Böden stehen nur wenige Bäume zur Auswahl“, sagt er. Und die Kiefer sei in solchen Fällen nun einmal der leistungsfähigste, billigste und für Brandenburg auch standorttypische Baum.

Das Hauptproblem des Umbaus sei aber organisatorisch. „Etwa 93 Prozent der privaten Waldbauern besitzen nicht mehr als fünf Hektar“, sagt Rosenthal. Dieser Flickenteppich mache eine nachhaltige Forstwirtschaft einfach unmöglich. Rosenthal fordert, dass die Gründung von sogenannten Forstbetriebsgemeinschaften, vorangetrieben wird. „Wo es solche Zusammenschlüsse gibt, da ist auch der Waldumbau kein Problem“, sagt er. Der Revierleiter vom Stadtwald Beelitz, Martin Schmitt, hält diesen Umbau in gewisser Weise sogar für unproblematisch, wenn er auf ganz natürliche Weise geschieht. Schmitt führt das 2018 abgebrannte Waldstück beim Autobahndreieck Potsdam an. „Der Wald holt sich seine Flächen alleine zurück“, bestätigt er die Meinung vieler Ökologen. Allerdings lasse diese Betrachtung außer Acht, dass dann vor allem Bäume ohne größeren ökonomischen Nutzen wachsen – in diesem Fall Pappeln und Birken.

Die Waldbesitzerin plädiert für gesteuerten Waldumbau

Theoretisch könne man das so handhaben, aber nur zu einem widersinnigen ökologischen Preis. „Jeder Festmeter Holz, der hier nicht genutzt werden kann, muss von anderen, unökologisch arbeitenden Quellen importiert werden“, so Schmitt. Denn an der Tatsache des ständig steigenden Holzverbrauchs zum Beispiel in der Papierwirtschaft und beim Bau komme man nicht vorbei. Deshalb plädiert auch Schmitt für einen gesteuerten Waldumbau. Der müsse auch Hölzer wie Robinie und Rotbuche einschließen, was ja auch schon geschehe. „Wir betreiben seit 300 Jahren Forstwirtschaft und können Ökologie und Ökonomie durchaus vereinbaren“, sagt er.

Dem stimmt Perincioli zu. Ihre eigene wichtigste Lektion nach neun Jahren: „Waldumbau ist schwer.“ Auch im ganz basalen Sinn. „Ich habe großen Respekt vor den Forstarbeitern.“ Die Arbeit sei physisch enorm fordernd. „Hätten wir nicht die Arbeiter aus Osteuropa, könnte unser Wald kaum weiter umgebaut werden“, vermutet Perincioli. „Junge Leute, die ‚etwas mit Natur machen‘ wollen, studieren gerne an der Hochschule für Nachhaltige Entwicklung (HNE) in Eberswalde. Später finden wir sie in Büros, wo sie sich neue Richtlinien ausdenken – diese umsetzen bei Wind und Wetter – das machen meist andere.“

Wichtigste Lektion nach neun Jahren: „Waldumbau ist schwer“

Dabei sei es doch das Beste, in der Natur und mit der Natur zu arbeiten. „Es wäre toll, wenn mehr junge Leute sich zum Forsttechniker ausbilden ließen“, findet Perincioli. Dann habe man ein ganz anderes Verständnis für die Arbeit im Wald. „Studieren kann man dann immer noch.“

Von Rüdiger Braun

MAZ
